

## Fachkongress

Stuttgart, 2. - 3.12.2004

## ZWISCHEN ALLEN STÜHLEN

Die Situation von Kindern bei Streit, Trennung und Partnerschaftsgewalt der Eltern

### Vortrag

## Das psychische Schicksal der Kinder im Ehekonflikt der Eltern

Prof. Dr. Reimar Du Bois

### Einführung

Wie kann ein so weit verbreiteter Vorgang wie Zerwürfnis und Trennung der Eltern und Auflösungen von Familien für einen traumatischen, die Seele der Kinder schädigenden Prozess verantwortlich werden? Die Antwort muss natürlich lauten, dass nicht das Auseinanderleben der Eltern und deren Trennung selbst es sind, die den Schaden in der Seele des Kindes anrichten, sondern besondere Zutaten und Beimengungen. Wir blicken auf vielfältige menschliche Schwächen und Konflikte. Kinder werden in die Not, die mangelnde Lebensbewältigung, die Wut und Verwirrung ihrer Eltern verstrickt, egal ob am Ende eine Scheidung dabei heraus kommt oder nicht. Eine tatsächliche Trennung der Eltern ist in vielen Fällen noch das Beste, was allen Beteiligten passieren kann. Eine Trennung und Scheidung bietet zumindest die weitaus besseren Chancen für eine Reorganisation und Stabilisierung des Lebens für die Eltern und auch für die Kinder. Nichts ist schlimmer, als wenn sich die Eltern ineinander verbeißen, statt sich freizugeben. Auch ein Scheidungsprozess kann so verlaufen, dass keine Distanzierung und Neuorganisation, sondern eine Fortsetzung des Kampfes der Eltern dabei herauskommt. Wir blicken in die Abgründe beider Kontrahenten und in den Abgrund einer unauflösbaren Streitbeziehung. Mit Beispielen dieser Art und den Folgen für die Kinder will ich mich heute Nachmittag in meiner Arbeitsgruppe beschäftigen.

Zunächst aber müssen wir uns fragen, welche positiven Leistungen für das Kind wir von den Formen familiären Lebens überhaupt erwarten dürfen - und welche nicht.

Erwarten wir – also die Öffentlichkeit, die öffentliche Meinung, aber auch die Psychotherapeuten, Berater und sozialen Dienste - nicht überhaupt zu viel und oft das Falsche vom familiären Zusammenleben? Sind wir nicht immer noch allzu voreingenommen vom bürgerlichen Familienideal, der Familie als einem Ort der Geborgenheit, wo emotionale Rundumversorgung in sicheren Bindungen von der Wiege bis zur Ablösung im Jugendalter gewährleistet wird? Und sind wir nicht immer wieder allzu entsetzt und moralisch empört über die Art und Weise, wie in tatsächlichen Familien Verrat geübt wird an diesem Ideal? Müssen wir nicht nüchterner an die Frage nach den Möglichkeiten familiärer Glückseligkeit herangehen und unseren Katalog dessen, was Kinder

wirklich brauchen, um sich störungsfrei und sozial zu entwickeln, zusammenstreichen?

Gewiss, die Fachleute haben sich scheinbar daran gewöhnt, mit vielen Ersatzlösungen zur Betreuung von Kindern vorlieb zu nehmen. Gewiss, wir prüfen die Brauchbarkeit dieser Lösungen danach, ob sie den Entwicklungsbedürfnissen der Kinder gerecht werden: Pflegefamilien, Tagesmütter und stabile pädagogische Bezugspersonen für die Kleinen, damit sie sich eng an einzelne Personen in einem Intimraum anlehnen und verstanden fühlen können. Kontinuität, Überschaubarkeit, vertrauter Rahmen, gleichmäßiges Wohlwollen, Konsequenz, Zeitstrukturen, Schutz, aber auch Anregung, Förderung, Partizipation an der sozialen Welt, Ermöglichung von Autonomie und Bewegungsspielräume an verschiedenen Orten und zwischen diesen Orten. Dies sind unsere wichtigsten Kriterien bei der Prüfung der Brauchbarkeit von familiären Lebensformen für die Kinder. Sie sollen an die Stelle einstiger Familien treten oder sollen noch existierende vollständige Familien unterstützen und ergänzen. .

Wir kennen Patchwork Familien unterschiedlichster Art, Adoptivfamilien, Alleinerziehende. Wir prüfen nüchtern – scheinbar ohne Vorurteile, was sie für die Kinder positiv zu leisten vermögen und wo sie den Kindern Belastungen und Entbehrungen aufbürden. Insgeheim messen wir jedoch die Leistungen und Mängel dieser Familienmodelle immer noch gern am Ideal der intimen geschützten Idealfamilie. Sie ist der Fluchtpunkt der Sehnsucht in einer pluralisierten Industrielwelt, die keine anderen Fluchtpunkte mehr zu bieten hat. In Ländern, die auf einer anderen wirtschaftlichen und sozialen Stufe der Entwicklung stehen, hat dieser Familientyp, der auf engen emotionalen Bindungen der Partner untereinander und zu deren Kindern aufbaut, zu keiner Zeit diese Anziehungskraft und Leitbildfunktion gehabt. Wir in den Sozialwissenschaften und den helfenden Berufen versuchen seit langem in einem mühsamen Prozess des Umdenkens unser Familienbild zu revidieren. Wir werden aber immer wieder ausgebremst, weil die Kinder und die Familien, um die wir uns zu kümmern haben, hoffnungslos in ihrer Sehnsucht nach der heilen Welt der Idealfamilie gefangen sind. Sie leiden unter ihrer Unfähigkeit, diesem Ideal nicht zu entsprechen, können sich aber für ihr soziales Leben und die von ihnen angestrebten Bindungen keine andere Grundlage vorstellen. Auch ihren Kindern haben sie von früh auf die Botschaft gegeben, dass menschliches Glück nur in engen familiären Bindungen zu finden ist. Sie bauen

Hürden auf, die sie selbst nicht überspringen können und setzen Ziele, die sie selbst nie erreichen. Das Leiden und die seelische Not der Kinder beim Scheitern der Partnerschaft der Eltern hat etwas mit diesen hoch gesteckten Zielen und den falschen Versprechungen zu tun.

Wenn diese Tagung sich dem Leid der Kinder widmen will, die sich „zwischen allen Stühlen“ befinden, dann handelt sie nicht nur von der Zerrissenheit zwischen Vater und Mutter, sondern auch von der Zerrissenheit zwischen dem Ideal familiärer Glückseligkeit, falschen Versprechungen und Angeboten zum nackten Überleben, mit denen sich niemand abfinden kann.

Ich möchte Sie einladen, mit mir einige der häufigsten Lebensformen von Kindern anzusehen, die nicht in Idealfamilie leben und zu prüfen, was diese Lebensformen für Kinder zu leisten vermögen und welche Risiken sie bergen.

Erst anschließend wollen wir uns mit dem beschäftigen, was der Gründung alternativer Lebensformen vorausgeht: nämlich die Auflösung der Ursprungsfamilie. Mein ganzer Vortrag heute morgen orientiert sich am großen Gesamtbild. Als Kliniker, der täglich extreme Schicksale begutachten und behandeln muss, würde ich leicht meine Urteilskraft verlieren, wenn ich die große Vielfalt normalen menschlichen Reagierens und Verhaltens aus dem Auge verlieren würde. In meiner Arbeitsgruppe werde ich dann zur klinischen Perspektive zurückkehren.

„Patchworkfamilien“ verfügen über Vater- und Mutterfiguren, oft auch über Halbgeschwister aus verschiedenen Ursprungsfamilien und bringen eine Verdoppelung der Zahl der Großeltern, denn zu den ausgeschiedenen Familienangehörigen werden ebenfalls Kontakte gepflegt. Der Kreis der Verwandtschaft ist also groß. Häufig ist daher der Sozialverkehr rege und vielseitig. Die Variationsmöglichkeiten dieses Familienmodells sind vielfältig. Patchwork Situationen können gerade für Jugendliche ideale Entfaltungsmöglichkeiten bieten, weil sie altersgemäße Kompromisse zwischen Offenheit und Sicherheit, Unverbindlichkeit und Verpflichtung aufzeigen. Die Jugendlichen werden von passiven Haltungen weg gelenkt und lernen, sich aktiv um eine neue Position in der Familie zu bemühen, wenn sie etwas erreichen wollen. Die Distanzierung von den Elternfiguren macht Fortschritte. Patchwork Familien werden nach anfänglichen Zweifeln von den Jugendlichen durchaus als Lösungen für die durchlittene Familienkrise anerkannt und in ihrem Wert gewürdigt. Die Jugendlichen nehmen beruhigt zur Kenntnis, dass sich das Leben der Eltern und das eigene Leben wieder normalisiert. Sie lernen für ihr weiteres Leben, dass nach einem Verlust ein neuer Anfang stehen kann.

Natürlich verbindet sich auch dieses Familienmodell mit zahllosen Risiken. Patchworkfamilien werden teilweise erst viele Jahre nach der Familientrennung gegründet. In diesem Fall haben sich Kinder mit ihrer Mutter, mit ihrem Vater oder mit den Großeltern bereits an eine andersartige „Normalität“ gewöhnt. Gegen die neuerliche Veränderung leisten sie Widerstand. Nicht in jeder Patchwork Familie finden die neu zusammengesetzten Familienmitglieder wirklich ein gutes Verhältnis. „Meine Kinder“ bleiben „meine Kinder“, „Deine Kinder“ bleiben „deine Kinder“. Wenn diese Redensarten vorherrschen, hat sich keine neue gemeinsame elterliche Verantwortung herausgebildet.

Mancher neue Vater und manche neue Mutter werden von den neuen Kindern nicht akzeptiert. Beziehungsmuster, unter denen Kinder schon in der alten Familie zu leiden hatten, können sich wiederholen. Das klassische Konfliktmuster betrifft ödipale Rivalitäten zwischen Stiefvater und Stiefsohn um die Mutter oder Rivalitäten zwischen Stieftochter und Stiefmutter um den Vater. Eine Mutter zum Beispiel, die längere Zeit mit ihrem Sohn allein gelebt und diesen als Partnerersatz empfunden hat, stellt möglicherweise den Sohn und den neuen Partner auf die gleiche

Stufe. Unter dem Eindruck dieser Übertragung denkt sie, sie müsse sich zwischen beiden entscheiden und verstärkt die Rivalität, statt ihr entgegenzutreten.

Besonders kritisch verlaufen diese Rivalitäten, wenn gleichzeitig eine tiefgreifende Beziehungstörung zwischen Eltern und Kind reaktiviert wird. Ein jugendlicher Sohn kann in der Mutter starke negative Erinnerungen an dessen leiblichen Vater und an die traumatische Ehezeit wecken. Wenn die Mutter in ihrer zweiten Ehe weitere Kinder zur Welt bringt, kann sich die Außenseiterposition mitgebrachter Kinder verstärken. Bisweilen münden solche Krisen in handfeste Ausstoßungen.

Auch die *Ein-Eltern-Familie* ist als Familientyp, nicht als Notbehelf oder Notlage zu würdigen. Allerdings wird dieser Typ von Familienpolitik und Psychotherapie mit Sorge beobachtet. Denn zahlreiche Studien belegen das hohe Vorkommen psychischer und psychosomatischer Probleme bei Kindern, die bei alleinerziehenden Eltern aufwachsen. Andere Studien zeigen die hohe Alltagsbelastung dieser Eltern, meist der Mütter. Es ist nicht gerechtfertigt, bei Eltern, die allein erziehen, grundsätzlich von einer ungünstigen Erziehungssituation auszugehen. Leider ist aber die Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens dieser Erziehungsform mit anderen Risiken hoch. Zum Beispiel können die Lebensumstände der Mütter wechselhaft sein. Die Kinder können mehrmals miterlebt haben, wie die Mütter unglückliche Versuche unternahmen, sich erneut zu binden. In diesem Zusammenhang können Kinder mehrfach die Wohnung und ihre soziale Umgebung verloren haben. Die Betreuungsverhältnisse können mangelhaft sein. Mütter und Kinder können sich in Schicksalgemeinschaften zusammenfinden und gegen die Umwelt abkapseln.

Zur Vermeidung dieser Risiken werden Alleinerziehenden überdurchschnittliche Fähigkeiten an Selbstorganisation, sozialer Flexibilität, Selbstbehauptung und allgemeiner Belastbarkeit abverlangt. Diese Fähigkeiten vorausgesetzt, wissen Alleinerziehende besser als andere Eltern, wie wichtig es für sie selbst und für die Kinder ist, erweiterte Kontakte mit der Nachbarschaft zu suchen und Freundeskreise aufzubauen. Sie verhalten sich so offen und anpassungsfähig, wie wir es vollständigen Familien zum Wohle ihrer Kinder nur wünschen möchten. Bei gutem Verlauf empfangen diese Kinder also Impulse für eine frühe Reifung und Selbständigkeit. Sie werden durch ihre Erfahrungen zweifellos in besonderer Richtung geprägt, sind am Ende jedoch nicht schlechter, sondern eher besser für ihr weiteres erwachsenes Leben in unseren zukünftigen offenen Gesellschaften gerüstet.

Kinder, die in *Pflegefamilien* aufgenommen werden, haben zuvor schwere Notlagen erlitten. Den leiblichen Eltern ist es nicht gelungen, die Kinder selbst ausreichend zu versorgen. Zugleich haben sie sich den Kindern über kürzere oder längere Zeit als deren Versorger und Eltern dargestellt. Sie existieren im Wissen und Vorwissen der Kinder und in deren inneren Repräsentanzen. Zudem haben sie ihren Rechtsanspruch, „Eltern“ sein zu wollen, zu keiner Zeit ausdrücklich abgetreten. Zwischen *Pflegefamilien* und leiblichen Eltern bleiben die Zeitperspektive und der Inhalt des Auftrags des Pflegeverhältnisses nicht selten weit offen. Die offizielle Deklaration ist, dass Pflegeeltern bei der Erziehung mithelfen. Kontakte zu den leiblichen Eltern sollen aufrecht erhalten werden. Eine Rückkehr der Kinder zu den leiblichen Eltern ist vorgesehen.

In Wirklichkeit verlagert sich der Schwerpunkt des Lebens nicht selten so deutlich zu den Pflegefamilien, dass die Rückkehr psychologisch kaum noch vorstellbar ist. Manche Pflegekinder sind de facto adoptiert. Es fehlt lediglich das Einverständnis der Mutter. Dieses fehlende Einverständnis ist allerdings ein nicht unwesentlicher Stolperstein im weiteren Pflegeverlauf, nicht nur im Bewusstsein der Pflegeeltern, sondern auch im Bewusstsein des

Kindes bei der Ausbildung seiner Identität. Alle psychologisch wichtigen Elternfunktionen verlagern sich auf die Pflegepersonen. Bei Pflegekindern, die sehr frühzeitig in Pflege kamen, wurden diese Funktionen noch nie von den leiblichen Eltern ausgeübt. Die leiblichen Mütter sind den Pflegekindern zwar bekannt, aber sie verbinden mit ihrem Wissen um die Herkunft nicht die Erwartung, dort versorgt zu werden. Die leiblichen Väter sind oft gänzlich unbekannt und unerreichbar. Das komplette Fehlen der Väter belastet vor allem die älteren Pflegekinder. Ähnliches trifft auch bei Adoptionen zu.

Das Betreuungsmodell „Pflegefamilie“ hat eine Zeit lang den Heimen und pädagogischen Wohngruppen den Rang abgelassen. Es wurde nicht nur bei jungen, sondern auch bei älteren Kindern favorisiert. Es schien wegen der in Familien erreichbaren Kontinuität der Beziehungen und wegen des Angebots an Geborgenheit und Intimität allen anderen Modellen der Fremdbetreuung überlegen zu sein.

Unterschätzt wurde die hohe Belastung der Pflegeeltern durch psychisch traumatisierte ältere Kinder. Diese Belastung kann von einem professionellen Team zweifellos besser getragen werden als von Einzelpersonen, die persönlichkeitspezifische Motive mitbringen und ihr individuelles Schicksal mit der Erfüllung der Pflege verbinden. Unterschätzt wurden auch die hohen Anforderungen an die psychische Abgeklärtheit und Stabilität der Pflegeeltern, wenn es darum ging, mit den abgebenden Eltern zusammen zu arbeiten. Diese bringen den Pflegefamilien sehr viel Misstrauen entgegen. Je stärker sich die Pflegeeltern mit ihrer Aufgabe identifizieren und sich an das Pflegekind binden, desto schwerer fällt ihnen die Zusammenarbeit mit den leiblichen Eltern und am Ende die Rückführung des Kindes zu den Eltern.

Ältere Pflegekinder bringen als Vermächtnis nicht nur ihre traumatischen Erinnerungen, sondern auch eine komplexe Bindung an ihr Herkunftsmilieu in die Pflegefamilie mit. Bisweilen erleben wir, wie sich ein traumatisiertes Pflegekind in der neuen Umgebung nicht einleben kann, weil es von Neidgefühlen erfasst wird. Um die Identität der eigenen Herkunft zu bewahren, kann es das Kind nicht zulassen, dass es in der Pflegefamilie schöner ist als zu Hause. Sonst würde das Kind seine eigene Herkunft und gleichsam sich selbst verraten.

*Adoptionen* werden weithin gelobt, weil sie einigen der genannten Schwierigkeiten die Schärfe nehmen. Adoptiveltern und deren Kinder können die Frage der Abstammung lange Jahre im Hintergrund halten. Die Adoption ist eine sichere Grundlage der gemeinsamen familiären Identität. Die Frage nach der biologischen Herkunft stellt sich erst in der Adoleszenz wieder dringender. Vor allem sehr junge Adoptivkinder haben gute Aussichten, bis dahin in die Familie sicher hinein gewachsen zu sein (BENSON et al 1998).

In der Adoptionsliteratur wird gelegentlich so getan, als sei die Voraussetzung der Adoption, nämlich das Einverständnis der abgebenden Mutter, eine lästige Nebensache. Die neuseeländische Studie von FERGUSON & HORWOOD (1998) kommt zu dem Schluss dass es besser wäre, wenn mehr alleinerziehende Mütter ihre Kinder zur Adoption freigeben würden, weil die statistischen Chancen einer positiven psychischen Entwicklung der Kinder bei Adoptionen besser seien. Dabei wird übersehen, dass Mütter, die gegenwärtig ihr Kind juristisch nicht freigeben wollen, dieses auch innerlich nicht freigeben können: Jeder Druck auf diese Mütter würde nur die Population problembehafteter Adoptionen anwachsen lassen. Letztlich sähe dann auch die Statistik, auf die sich die Empfehlung stützt, anders aus.

Ältere adoptierte Jugendliche ringen auf nachvollziehbare Weise um die Klärung ihrer Identität. Dieser Klärungsprozess wird durch die heute üblichen offenen Adoptionen erleichtert, aber nicht erübrigt. Die späte Adoleszenz birgt für Adoptivkinder bei weitem das höchste psychische Risiko (McROY et al. 1990). Zu dieser Zeit

werden die Fragen nach der Herkunft und die Frage des Vertrauens zu den Adoptiveltern drängender. Es werden nun nicht nur konkrete Nachforschungen angestellt, sondern häufiger noch biologische und (sub)kulturelle Ähnlichkeiten gesucht und inszeniert. Dieses Streben kann die Adoptiveltern befremden, denn es untergräbt den sicher geglaubten Boden der Gemeinsamkeit mit ihrem Kind. Die Adoptiveltern sehen sich mit neuartigen feindseligen Reaktionen konfrontiert.

Weiterhin spekulieren adoptierte Jugendliche über die Gründe ihrer Adoption und gelangen zu grandiosen Abstammungsmythen. Andere setzen sich mit dem Gefühl eigener Wertlosigkeit und persönlicher Mitschuld an der Adoption auseinander. Die Phantasien zur Frage der eigenen Herkunft ähneln oberflächlich dem Phänomen des „Familienromans“, werden aber von den adoptierten Jugendlichen nicht beizeiten aufgegeben, sondern begleiten sie für lange Zeit (ROSENBERG 1992). Offensichtlich muss mit diesen Phantasien nicht nur die allfällige Enttäuschung über die eigenen Eltern überbrückt werden, sondern ein tatsächlich nicht zu behebender Mangelzustand. Die Angst, ein zweites Mal verstoßen zu werden, überschattet die Auseinandersetzungen mit den Adoptiveltern und lässt die Jugendlichen zwischen Aufbegehren und Unterwerfung hin und her schwanken.

In unseren klinischen Fällen trifft die klassische Adoptionskrise auf fatale Weise mit weiteren Umständen zusammen, welche es den Kindern oder deren Adoptiveltern erschweren, der Krise konstruktiv zu begegnen. Wir verzeichnen zum Beispiel Jugendliche, die soziale Anpassungsschwierigkeiten haben, intellektuell eingeschränkt sind und schulisch versagen und Adoptiveltern, deren Ehe zerrüttet ist und nur noch durch das gemeinsame Projekt der Adoption zusammengehalten wird und die sich um den Lohn ihrer pädagogischen Bemühungen betrogen sehen. Am Ende steht, dass sich die Adoptiveltern unausgesprochen aber unverkennbar von ihrer früheren Entscheidung zur Adoption zurückziehen. Diese Entwicklung löst bei den Jugendlichen nicht nur die typischen Kränkungen aus, sondern bedroht die Grundsicherheit ihres Daseins und zerstört ihre Selbstachtung. Aus diesem Grund kann sie besonders destruktive Formen dissozialen Verhaltens nach sich ziehen.

Die familiäre Situation der *Zuwanderer unterschiedlicher Nationalitäten* bedarf der besonderen Betrachtung. Nur vor dem Hintergrund ausreichender Kenntnisse können wir Risiken und Ressourcen von Jugendlichen, die in diesen Familien aufgewachsen sind, richtig einschätzen. Besondere Beachtung verdienen Familien deutscher Zuwanderer aus den osteuropäischen Staaten und türkische Familien. In beiden Fällen ist unser Verständnishorizont besonders eingeschränkt und das Risiko falscher Einschätzungen besonders hoch. Die Lebensweise türkischer Familien, hat sich, anders als allgemein vermutet, dem Typ der intimen Kleinfamilie, der in ganz Europa inzwischen vorherrscht, weitgehend angeglichen. Die sprichwörtliche kinderreiche türkische Familie existiert nur noch, wenn durch Familienzusammenführung Kinder nach Deutschland geholt werden, die in ländlichen Gegenden der Türkei geboren und aufgewachsen sind. Immerhin lebt in türkischen Familien aber durchschnittlich ein Kind mehr als in deutschen. Der Austausch mit der Verwandtschaft ist ausgesprochen rege, vor allem auf der Ebene der Geschwister. Aus der Perspektive der Kinder betrifft der intensive Sozialverkehr also Onkel und Tante, Cousin und Cousine. Hier spannt sich ein wirksames Netzwerk von Beratung und gegenseitiger Hilfe. Die Verwandtschaft spielt auch eine wichtige Rolle bei der Erweiterung des Aktionsradius für die Mädchen.

Die Großeltern treten dagegen in den Hintergrund. Sie sind weniger gut kulturell angepasst und ziehen zudem oft in die Türkei zurück. Die Erziehungshaltung türkischer Eltern weicht inzwischen nicht mehr wesentlich von jener deutscher Eltern ab. Sie ist keinesfalls autoritär und repressiv, sondern eher empathisch und emotional.

Die Erwartungen der Eltern bezüglich schulischer Leistungen und hoher Schulabschlüsse sowohl bei Jungen wie bei Mädchen sind unrealistisch hoch. Vor allem die männlichen Jugendlichen erleben den gleichen Bewährungsdruck später auch am Arbeitsplatz, nunmehr verschärft durch die Wahrnehmung ethnischer Diskrimination. Nach außen wird diese Belastung weniger sichtbar. Sie wird durch Großspurigkeit, gruppenkonformes Verhalten und Auftrumpfen bezüglich der eigenen ethnischen Identität überspielt. Innerlich tragen sie schwer am Vermächtnis, den Status und Erfolg der Familie gewährleisten zu müssen. Die religiöse Orientierung ist nur noch in einer kleinen Minderheit ausgebildet und wird von den Jungen repräsentiert, nicht von den Mädchen.

In allen genannten Belangen stehen die türkischen Mädchen unter geringerem Bewährungsdruck. Ihre Notlage ist jedoch in anderer Hinsicht offenkundig. Sie werden im Vergleich zur Situation im Heimatland stärker für innerfamiliäre Aufgaben wie Kinderbetreuung, diplomatischen Ausgleich unter Geschwistern und Haushaltsarbeit herangezogen, während die Mutter zum Arbeiten außer Haus geht. Auch ist die soziale Freizügigkeit der Mädchen begrenzt. Sie sind somit, was die Teilhabe an den Errungenschaften westlichen Lebens und Teilhabe an der Jugendkultur betrifft, eindeutig die Verliererinnen. Beim Aufbegehren der Mädchen und bei ihren depressiven Krisen darf aber nicht übersehen werden, dass sie innerhalb der Familie eine unangefochtene Stellung genießen. Hinzu kommt, dass sie oft akademisch erfolgreicher sind als ihre Brüder. Im weiteren Verlauf der Entwicklung, zum Beispiel im Rahmen von Partnerwahl und Heirat, können die Mädchen ihre Entwicklungskrise erfolgreicher auflösen und sich besser emanzipieren, als dies den männlichen Jugendlichen gelingt, deren Probleme weniger offen zutage liegen und tiefer in das Identitätsgefüge eingreifen. (6. FAMILIENBERICHT DER BUNDESREGIERUNG 2000)

Kenntnisse über die aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion stammenden deutsch-russischen Familien rücken erst allmählich stärker ins Bewusstsein der Psychotherapeuten. Die jugendlichen Mitglieder dieser Familien sind durchweg noch stark durch die gesellschaftlichen (kollektiv-autoritären) Bedingungen ihres Herkunftslandes geprägt und in der deutschen Gesellschaft fremd. Die eher kleinen Familien leben beengt und ohne wirksamen verwandtschaftlichen Rückhalt. Der Erziehungsstil ist autoritär in für hiesige Verhältnisse unvorstellbarem Ausmaß, einschließlich drakonischer körperlicher Strafen. Die Eltern sind in der Regel noch sehr jung. Das durchschnittliche Heiratsalter liegt bei den Frauen bei 18-21 Jahren. In der Heimat war die Familie der Mittelpunkt des sozialen Netzwerkes gewesen. In Deutschland sind die Eltern mit äußerstem Einsatz um ihr eigenes Fortkommen beschäftigt und abwesend. Die Väter verlieren den Überblick, fühlen sich als Versager, wirken schwach und büßen ihre Vorbildfunktion für die Kinder ein.

In den spontanen Jugendgruppen, die sich auf der Straße treffen, herrschen strenge hierarchische Gliederungen. Alkoholkonsum ist weit verbreitet und wird rücksichtslos und heftig betrieben. Die gesellschaftliche Realität, Amtspersonen, Lehrer und die allgemeine Öffentlichkeit werden misstrauisch gesehen. Das gleiche gilt für Psychotherapeuten. Der Umgang mit Gefühlen ist den Jugendlichen fremd. Es herrscht eine ausgeprägt passive und fatalistische Grundhaltung (SPITCZOK VON BRISINSKI 2004). Die Jugendkriminalität ist hoch. Die Jugendlichen glauben, dass ihre spätere Karriere mit Bildung oder schulischem Erfolg nicht viel zu tun hat. (GIEST-WARSZEWA 1998)

## Welche Dynamik ergibt sich aus Familienkonflikten und Trennungen?

Wenn die ehelichen Streitigkeiten so weit gediehen sind, dass sich die Eltern trennen wollen, sind die Voraussetzungen für das Kind, sich mit der neuen Situation bewusst auseinander zu setzen, günstiger als in der vorausgehenden Phase latenter Spannungen. Aber auch nach der faktischen und schließlich juristisch vollzogenen Trennung kann die Situation verwirrend und von hoher Ambivalenz gezeichnet bleiben. Ehepartner und Kinder können sich aneinander klammern oder voneinander wegstoßen. Enttäuschung, Wut und Trauer über das persönliche Scheitern können nicht verkraftet werden. Die für die weitere Entwicklung ausschlaggebende *emotionale Trennung* (RIEHL-EMDE 1992) der Ehepartner vollzieht sich auf unterschiedliche Weise. Sie hängt zum Beispiel davon ab, wie sehr ein Partner von der Trennung überrascht wurde, wie stark die vorausgehende Ehe mit Problemen behaftet war und wie sehr einer der Partner oder beide noch starke Zuneigung oder Hass empfinden (TEXTOR 1991).

Bereits bei äußerlicher Betrachtung kann die Vorgeschichte einer Familie, bevor sie sich auflöst, sehr verschieden sein. Kinder können länger oder kürzer in der Familie gelebt haben oder zu einer Patchwork-Familie hinzu gestoßen sein. Kinder können zum Zeitpunkt der Trennung noch sehr jung oder schon älter sein. Vor der Geburt von Kindern können Eltern lange zu zweit gelebt haben. Andere Paare haben sich wegen eines Kindes erstmals zusammengetan. Eine Familie kann für Kinder über längere Zeit ein fest gefügter sicherer und harmonischer Lebensrahmen gewesen sein. Andere Kinder haben auch vor der Trennung nie eine familiäre Gemeinschaft gekannt. Manche Kinder sind seit ihrer Geburt nicht von den Eltern, sondern von den Großeltern oder von Tagesmüttern aufgezogen worden und an diese stärker gebunden als an die Eltern.

In manchen Familien haben die Väter eine wichtige, das Familienleben gestaltende Bedeutung gehabt. In anderen Familien waren die Väter psychisch „abwesend“. Manche Väter haben sich bei der Versorgung der Säuglinge engagiert. Manche Mütter sind hierbei gescheitert und haben eine unsichere Bindung an ihr Kind. Manche Kinder sind vor der Trennung schon viel herangereicht worden und haben wenig Kontinuität erfahren.

Nach der Trennung kann es geschehen, dass die Kinder in der elterlichen Wohnung und in ihrer vertrauten Umgebung wohnen bleiben oder aber dass sie umziehen müssen. Bei den meisten Trennungen existiert eine Partei, welche die Trennung aktiv betreibt und eine andere, welche die Trennung passiv erleidet. Manche Kinder bekommen nach der Trennung rasch einen Stiefvater oder eine Stiefmutter, andere Kinder leben lange mit einem Elternteil, meist mit der Mutter, allein.

Alles genannten Umstände nehmen Einfluss auf die weitere psychische Entwicklung der Kinder. Die Kenntnis dieser Vielfalt wird Kliniker dazu bringen, die psychischen Probleme von Scheidungskindern behutsam zu interpretieren und trotz Würdigung allgemeiner Grundsätze den Einzelfall nie aus den Augen zu verlieren.

Kleinkinder bis zum Schulalter beziehen die Vorgänge der Trennung im Sinne eines Egozentrismus hauptsächlich auf sich. Sie reagieren in der Regel auch äußerlich sichtbar am stärksten (WALLERSTEIN & KELLY 1980, WALLERSTEIN & BLAKESLEE 1989). Für Kinder dieses Alters ist das Zusammensein der Eltern nicht hinterfragbar und auf Dauer angelegt.

Gleichzeitig werden die für die Entwicklungsphase typischen Verlust- und Trennungängste aktiviert. Die Trennung fällt in eine Zeit, in der sich die Eltern normalerweise für das Kind anstrengen müssen, besonders verlässliche und zuverlässige Partner zu sein. Plötzlich werden diese Voraussetzungen widerrufen.

Mutter oder Vater können die Not des Kind verschlimmern, indem sie dem Kind das Angebot besonderer Nähe machen, nicht um das Kind, sondern um sich selbst zu trösten. Kleinkinder reagieren in der

akuten Trennungsphase mit vielfältigen vegetativen Störungen, Appetitstörungen, Hautausschlägen, Infektanfälligkeiten, Pseudocroup Anfällen, Schlafstörungen, Onanieren, Stereotypien, Stottern und Regressionen der Sauberkeitsentwicklung.

Die Kinder können je nach Konfliktlage, Temperament und Geschlecht entweder ängstlich gehemmt oder wütend erregbar reagieren. (HETHERINGTON, COX & COX 1982, WALLERSTEIN & KELLY 1980). Streit wird provoziert, weil die Kinder denken, dieser könnte die Eltern einander in die Arme treiben und sie miteinander versöhnen. Kinder bewahren sich hartnäckige Phantasien einer Wiedervereinigung. Sie können dabei gut einschätzen, welcher Elternteil belastbarer und welcher verletzlicher ist. Manche Eltern verzögern ihre Trennung „mit Rücksicht auf das Kind“. Die Untersuchungen von KELLY UND WALLERSTEIN (1980) haben noch 1,5 Jahre nach der Trennung in bis zu 25% der Fälle derartige Wutausbrüche der Kinder beschrieben. Typisch ist, dass sich die Eltern gegenseitig für die Notlage ihrer Kinder verantwortlich machen. Manche Kinder werden als Botschafter zwischen den Eltern hin- und her geschickt, wodurch sich der Eindruck der Kinder bestärkt, sie könnten durch ihr Verhalten das Schicksal der elterlichen Beziehung beeinflussen.

Kinder entwickeln unter Umständen eine tiefe heimliche Sehnsucht nach dem abwesenden Elternteil. Wenn das Kind dem abwesenden Elternteil wieder begegnet, unternimmt es große Anstrengungen, diesem emotional nahe zu kommen und ihn an sich zu binden. Ein Kind gerät erheblich unter Druck, wenn es merkt, dass es die Eltern nur dann zufrieden stellt, wenn es für beide Seiten maximale Liebesbeweise erbringt und jeder Seite in allem recht gibt. Dabei droht eine gemeinsame verbindende Realität abhanden zu kommen.

Die akute Krise dauert im Normalfall nur wenige Wochen. Sie wird nur dann manifest, wenn das Kind seine Eltern zuvor in einer Partnerschaft als zusammengehörige Personen erlebt hat, so dass sich auf dieser Grundlage Harmonievorstellungen über das Zusammensein der Eltern verankern konnten. Wenn hingegen die Eltern schon immer so verschieden waren, dass sich das Kind nur entweder Mutter oder Vater zuwenden konnte, bleibt eine akute Trennungsreaktion aus. Die Kinder sind erst irritiert, wenn aus räumlichen Gründen zwanglose Kontakte zu beiden Eltern nicht mehr möglich sind.

Nach der akuten Trennungsphase kommt das Kind „zur Ruhe“. In der scheinbaren Ruhe drückt sich allerdings bisweilen ein Gefühl der Hoffungslosigkeit aus, wenn es keine Kontakte zum getrennt lebenden Elternteil gibt. Kinder, die den verlorenen Elternteil nicht besuchen können, müssen mit der Angst leben, der andere Elternteil könnte auch noch ausfallen oder fortgehen. Die meisten Kinder haben Sehnsucht nach dem abwesenden Elternteil vermischt mit schlechtem Gewissen, weil sie sich als Komplizen des Elternteils erleben, mit dem sie zusammen sind. In der Jugendzeit werden diese psychischen Komplexe noch einmal aktiv. Eine konsequente Besuchsregelung kann viel zur Beilegung der Konflikte beitragen.

Günstiger für das Durcharbeiten der Trennung ist es, wenn sich die Kinder bei demjenigen Elternteil aufhalten, der die Trennung nicht aktiv betrieben, sondern erlitten hat, also in der Trauerposition ist. In der Nachbarschaft zu dieser Position fällt es den Kindern leichter, selbst zu trauern und positive Gefühle für den verlorenen Elternteil zuzulassen. Kleinkinder stehen den Vorgängen der Trennung besonders hilflos und ohne Konzeption gegenüber. Bei Schulkindern wird die bewusste Verarbeitung der Trennung deutlicher. „Reife“ depressive Reaktionen, Rückzug, Niedergeschlagenheit, Selbstwertkrisen zeichnen sich ab. Diese Stimmungslage wird länger durchgehalten und bewußter durchlitten. Schulkinder können ihre Lage und das Verhalten der Eltern realistisch und teilweise hellichtig durchschauen. Sie empfinden den Druck, Partei ergreifen zu müssen, stärker als jüngere Kinder und geraten in daher Loyalitätskonflikte.

## Welche Umstände bieten Schutz vor den psychischen Belastungen bei Familienkonflikten und Trennungen?

Die *Geschwistergemeinschaft*, so vorhanden, erfüllt im Trennungsprozess eine wichtige protektive Funktion. Die Geschwister bilden eine Solidargemeinschaft. Sie versuchen miteinander jenes Gemeinschaftsgefühl zu erhalten, das ihnen in der Familie verloren gegangen ist. Gelegentlich übernimmt das älteste Geschwisterkind die Rolle eines Ersatzvaters oder einer Ersatzmutter. Der Verlust eines Elternteiles wird um so besser verkräftet, je vielfältiger das Angebot an guten und tragfähigen Beziehungen vor der Trennung gewesen ist. Auch die Großeltern können hier eine wichtige Rolle spielen. Weil die Mehrgenerationenfamilie jedoch seltener geworden ist, kommt den Geschwisterbeziehungen eine um so größere Bedeutung zu. Es geschieht selten, dass die Trennung der Eltern auch die Geschwister in zwei Lager spaltet. Die Ausnahmen sind dynamisch immer bedenkenswert: Mitunter verteilen sich die Geschwister „strategisch“ auf die Eltern, um einen schwachen Elternteil zu stützen, der sonst ins Hintertreffen geraten oder sich von den Kindern abwenden könnte. Solche Überlegungen werden meist von älteren Kindern und Jugendlichen angestrengt.

Adäquate *Besuchsregelungen* sind in jedem Fall für die weitere positive Entwicklung der Kinder wichtig. Sie erfüllen bei sehr jungen Kindern andere Funktionen als bei älteren. Sehr junge Kinder erhalten nach der Trennung oft einen neuen psychologischen Vater. Ein intensiver Beziehungsaufbau zum leiblichen Vater ist in diesem Fall keine sinnvolle Perspektive, erst recht nicht bei tief zerstrittenen leiblichen Eltern. Sehr wohl kommt aber der allmähliche behutsame Aufbau einer Bekanntschaft mit wachsender Vertrautheit in Betracht. Generell günstiger sind die Gestaltungsmöglichkeiten bei Besuchen älterer Kinder, die schon über eine ausgebaute Beziehung zum getrennt lebenden Elternteil verfügen.

In den empirischen Untersuchungen von WALLERSTEIN et al. (1980) verlief die Entwicklung der Kinder nach der Trennung ihrer Eltern günstiger, wenn sie nicht schon im Kleinkindesalter, sondern erst im Schulalter von der Trennung betroffen wurden, weiterhin, wenn sie den Kontakt zum abwesenden Elternteil ohne größere Spannungen fortsetzen konnten und wenn das Netz der Bezugspersonen möglichst breit gespannt war, zum Beispiel, wenn die Kinder, wie erwähnt, in einer Geschwistergemeinschaft lebten. Kinder, die über gute Kontakte zu Gleichaltrigen verfügten und sich dort verstärkt orientierten, statt sich an die Mutter anzuklammern, und Kinder, die in der Schule gut eingegliedert waren und dort einen Rückhalt fanden, waren ebenfalls psychisch begünstigt.

Mädchen adaptieren sich offenbar besser und rascher als Jungen (WALLERSTEIN & KELLY, 1980; HETHERINGTON et al. 1982), vermutlich, weil sie in der auch nach der Trennung meist verfügbaren Mutter eine adäquate Partnerin für die Erlangung ihrer eigenen Identität finden, während die Jungen den Vater vermissen. In der Metaanalyse von AMATO & KEITH (1991a) zeichnet sich jedoch ab, dass Mädchen aus Scheidungsfamilien jenseits von Kindheit und Jugend mehr Probleme zu haben scheinen als Jungen. Nach wie vor findet man nach einer Scheidung deutlich mehr Mütter, die sich der Versorgung und Erziehung der Kinder annehmen, als Väter.

Immerhin bleiben nach 1,5 Jahren noch 25% der Kinder übrig, die Zeichen von Depression zeigen, gerade bei verbittert streitenden Eltern. Die wichtigsten Symptome in dieser Gruppe sind sozialer Rückzug und Schulprobleme trotz guter Intelligenz. Die Verhaltensprobleme persistieren, wenn die Kinder „instrumentalisiert“ werden, sei es, dass sie zu Sündenböcken gemacht werden, Sendboten zwischen den Parteien sind oder in die Rolle von Ersatzpartnern geraten (RIEHL-EMDE 1992).

Ein bis zwei Jahre nach einer Trennung ist damit zu rechnen, dass sich die Eltern neue Partner suchen. Die erwarteten Proteste der

Kinder bleiben in der Regel aus. Aus therapeutischer Sicht werden die Chancen einer psychischen Stabilisierung der Kinder sogar günstiger beurteilt. Durch neue *Familiengründungen* entstehen Geflechte von Verwandtschaftsbeziehungen mit Stiefeltern und Stiefgeschwistern. Hiermit wird der Schritt zu einer äußerlich sichtbaren Neuordnung und Normalisierung getan. Trotzdem begegnen die Kinder ihren Stiefeltern mit Distanz. Eine Annäherung ergibt sich nur allmählich. Neue Rollen müssen definiert werden. Ein Stiefvater übt zunächst vor allem die Rolle eines Partners der Mutter aus und bleibt als Erziehungsfigur im Hintergrund.

Problematischer sind Konstellationen, wo Kinder, die beim Vater leben, eine neue Stiefmutter bekommen. Diese wird im erzieherischen Tagesgeschäft aktiv und gerät in unmittelbare Konkurrenz zur leiblichen Mutter. Kinder, die nach einer Trennung beim Vater bleiben, leben in Wirklichkeit oft unter der Obhut der Großeltern. Wenn der Vater eine neue Familie gründet und die Großeltern aus der Betreuung ausscheiden, stehen die Kinder vor einer radikal veränderten Situation.

Alles in allem ist bei jeder Wiederverheiratung ein Zuwachs an Stabilität zu erhoffen. Es entstehen neue feste Verbindungen, mit denen sich die Kinder auseinandersetzen und an denen sie Orientierung und Halt finden können. Die Eltern treten, nachdem sie neue Partner gefunden haben, gegenüber ihren Kindern wieder sicherer und überzeugender auf.

## Welche Umstände belasten die langfristige Prognose nach Auflösung einer Familie?

Die negativen Auswirkungen einer Trennung sind besonders ausgeprägt, wenn die Kinder bereits in der Zeit davor psychisch belastet waren. Die Trennung der Familie ist hier oft nur der Schlusspunkt eines Verhängnisses, das sich Zug um Zug entwickelt hat. (TEXTOR 1991). Die Prognose verschlechtert sich weiter, wenn sich aus der Trennung keine neuen stabilen Verhältnisse ergeben. Eine weitere Risikogruppe, auch bei äußerlich stabilen Verhältnissen, wird von Kindern gebildet, die ihren Kontakt zum getrennt lebenden Elternteil nicht fortsetzen können, weil die Besuchsregelung scheidet. Die getrennten Eltern sind oft heftig zerstritten und zugleich miteinander verstrickt. Der getrennte Elternteil, meist der Vater, wird von der Mutter als angsterregend erlebt. Eine aggressiv selbstquälerische Kollusion der Eheleute drängt jenseits der Ehe auf Fortsetzung. Sowohl das psychische Gleichgewicht der streitenden Eltern wie auch jenes der Kinder ist in diesen Fällen gefährdet. Phantasien über die Gefährlichkeit des Vaters werden wachgehalten und wirken sich bis ins Jugendalter verhängnisvoll auf die Identitätsentwicklung aus. Jungen können versuchen, sich der lähmenden Vorstellung männlicher Gefährlichkeit durch eine aggressive Rollenumkehr zu entledigen. Sie inszenieren dann ihre eigene Aggressivität. Weibliche Jugendliche können sich von der aggressiver Ausstrahlung männlicher Partner angezogen fühlen, bevor sie sich später wütend und enttäuscht von diesen wieder abwenden.

Der gerichtlich vorgetragene Vorwurf des sexuellen Mißbrauchs gegen einen Vater oder eine Mutter, die ihr Kind besuchen wollen, hat in diesem Zusammenhang stark zugenommen. Meist kann er nicht objektiviert werden. Dieser Vorwurf wirft ein bezeichnendes Licht auf Art und Ausmaß der seelischen Beschädigungen, welche die streitenden Eltern sich gegenseitig und ihren Kindern zufügen. Oft werden hier Traumatisierungen re-inszeniert, die ihre Vorläufer in der Kindheit der Eltern hatten. Jeder traumatische Prozess erfasst tendenziell auch das sexuelle Erleben und die sexuelle Integrität. Kinder gehen in ihren Bemühungen, die Erwartungen der Eltern zu erfüllen, um diese nicht zu verlieren, sehr weit. Wenn Kinder hierbei ihren Vätern oder Müttern eine besonders intime körperliche Nähe bieten müssen oder mit ihren Vätern oder Müttern angstvoll eingefärbte Phantasien teilen müssen, welche sexuellen

Missbrauchshandlungen an ihnen verübt worden sein könnten, so werden sie beides nicht ohne psychischen Schaden überstehen.

Jugendliche geraten an den Punkt, an dem sie sich gegen die Gefühlslage ihrer Eltern durchsetzen und gegen deren Willen einen leiblichen Elternteil besuchen, den sie lange nicht gesehen haben. In der Zeit der Trennung sind abwesende Eltern bisweilen dämonisiert oder idealisiert worden. Die Jugendlichen müssen nun ihre inneren Bilder mit der Realität vergleichen. Dies kann zu Ernüchterungen und Enttäuschungen führen. In anderen Fällen fassen die Jugendlichen den Plan, zum anderen Elternteil umzuziehen. Wenn er praktikabel erscheint, sollte diesem Plan großzügig entsprochen werden. Der Wechsel kann eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Befestigung der eigenen Identität sein. Das wichtigste Motiv eines solchen Wechsels liegt nicht in einem Racheakt oder einer Provokation. Die Jugendlichen haben selten vor, sich an den anderen Elternteil eng zu binden. Es geht ihnen vielmehr um eine letzte Rückversicherung an der Schwelle zum Erwachsensein.

Widrigensfalls besteht weder zum Vater noch zur Mutter eine tragfähige und befriedigende Beziehung. Dann trennen sich die Jugendlichen von der Mutter, nachdem sie sich mit ihr überworfen haben, idealisieren vorübergehend den Vater, sind jedoch alsbald von diesem genauso enttäuscht und kehren nach dem gleichen Muster zur Mutter zurück. Ein solches Pendeln zwischen den Eltern kann sich mehrmals wiederholen. Sowohl Vater wie Mutter werden in ihrem emotionalen Versagen gegenüber dem Kind bloßgestellt und schieben sich dieses mit entsprechenden Vorwürfen gegenseitig zu. Solche wiederholten Erfahrungen von Zurückweisung und Heimatlosigkeit können dissoziale Entwicklungen auslösen.

Je mehr Zeit seit einer Familienauflösung verstrichen ist, desto schwieriger wird es zu entscheiden, welche Befunde noch in schlüssigem Zusammenhang mit diesem *life event* zu bringen sind. Ohnehin können wir praktisch nicht zwischen den Auswirkungen langwieriger Familienkrisen und den Auswirkungen einer Trennung unterscheiden. Nach einer solchen Verzweigen sich die Lebenswege zunehmend. Wir müssen uns anamnestisch vergewissern, ob die Spannungen zwischen den getrennten Eltern aufgehört haben, ob sich neue stabile Elternfunktionen herausgebildet haben, ob sich gute Besuchsregelungen herausgebildet haben, die ermöglicht haben, dass sich das Kind nicht vergessen oder verstoßen gefühlt hat. Wir müssen feststellen, ob die Jugendlichen kontaktfähig und frei von Depressionen sind. Wir müssen prüfen, ob sich ein tragfähiges Netz von fürsorglichen Beziehungen entwickelt hat. Trennungen bei jüngeren Kindern wirken sich ungünstiger auf die Persönlichkeitsentwicklung aus als Trennungen bei älteren Kindern.

Klinikern stehen vor allem Fälle vor Augen, in denen sich eine Familienauflösung mit großem psychischen Leid verbindet. Kinder geraten in den Sog der psychischen Probleme eines Elternteils oder beider Eltern, werden mit zuständig für deren Überlebenskampf, werden von ihren Altersgenossen isoliert, erleben sich als Ersatzpartner, müssen sich, um geliebt zu werden, mit Mutter oder Vater gegen den jeweils anderen verschwören, pendeln zwischen den Eltern, verhalten sich manipulativ und unehrlich, leiden unter Loyalitätskonflikten oder fühlen sich schließlich von allen verstoßen. Sie flüchten sich in frühe eigene Partnerschaften, denen sie aber nicht vertrauen, wiederholen also wie unter innerem Zwang das Trennungsdrama der Eltern, leben in angstvoller Erwartung bedrohlicher Verluste und haben Angst sich dauerhaft zu binden.

Diese Aufzählung missglückter Lebensentwürfe von Kindern, die eine Scheidung ihrer Eltern durchlebt haben ist eindrucksvoll. Aber dennoch muss die Pathogenität eines Vorganges, der in den Städten inzwischen nahezu die Hälfte aller Partnerschaften betrifft, mit Vorsicht beurteilt werden. Familienkrisen sind eher Schaubühnen und Sammelpätze, nicht aber genuine Ursachen von Psychopathologie. So gesehen, kann es nicht verwundern, dass sich auch bei empirischen Studien eine hohe Inzidenz von psychischen und psychosomatischen Problemen bei Scheidungskindern ergeben

hat. Die Meta-Analysen von AMATO & KEITH (1991b) weisen jedoch darauf hin, dass die negativen Folgen einer Scheidung für die Kinder in vielen, vor allem methodisch schlechten, Studien überschätzt werden.

Eine zutreffende Bewertung solcher Ergebnisse wäre erst möglich, wenn wir wüssten, ob Kinder zu Zeiten, als Scheidungen noch Raritäten waren, psychisch insgesamt gesünder waren.

Der gesunde Menschenverstand gebietet es also anzunehmen, dass bei einem Phänomen, das so weit verbreitet ist wie Ehescheidungen, nicht nur pathologische, sondern sozial konforme und normalpsychologische Anpassungsprozesse vollzogen werden, die unserer eingegengten klinischen Wahrnehmung entgehen. In unserem therapeutischen Denken müssen wir also zwei Blickrichtungen einnehmen: In der Bugwelle der Scheidungen müssen wir ein breites Spektrum von gelungenen Lebensentwürfen in Betracht ziehen. Gleichzeitig müssen wir anerkennen, dass im Heckwasser vielfältiges psychisches Leid angezogen und aufgewirbelt wird.

## Literatur

- AMATO, P.R., KEITH, B. (1991): PARENTAL DIVORCE AND ADULT WELL-BEING: A META-ANALYSIS. JOURNAL OF MARRIAGE AND THE FAMILY 53: 43-58.
- BUNDESREGIERUNG DEUTSCHLAND (2000) SECHSTER FAMILIENBERICHT. 14 WAHLPERIODE. DRUCKSACHE 14/4357. S. 101 – 117
- FERGUSON D., HORWOOD, J. (1998) ADOPTION AND ADJUSTMENT IN ADOLESCENCE. ADOPTION & FOSTERING 22, 24-30
- GIEST-WARSEWA, R (1998) JUNGE SPÄTAUSSIEDLER – IHRE LEBENSWELT UND IHRE SICHTWEISEN. DVJJ JOURNAL 162 (4/1998)
- HETHERINGTON, E.M., COX, M., COX, R. (1982): EFFECTS OF DIVORCE ON PARENTS AND CHILDREN. IN: LAMB, M.E. (ED.) NONTRADITIONAL FAMILIES: PARENTING AND CHILD DEVELOPMENT, S. 233-288. HILLSDALE, LONDON (ERLBAUM)
- McROY, R., GROTEVANT, H., FURUTA, A., LOPEZ, S. (1990) ADOPTION REVELATION AND COMMUNICATION ISSUES. IMPLICATION FOR PRACTICE. FAMILIES IN SOCIETY 71, 550-557.
- RIEHL-EMDE, A. (1992): EHESCHIEDUNG UND IHRE FOLGEN. FAMILIENDYNAMIK 17 (4), 415-432
- ROSENBERG, E.B. (1992) THE ADOPTION CIRCLE. THE FREE PRESS. GLENCOE.
- SPITCZOK VON BRISINSKI, U. (2004) ZUR SITUATION JUNGER SPÄTAUSSIEDLER IM NIEDERSÄCHSISCHEN STRAFVOLLZUG. FORUM DER KINDER- UND JUGENDPSYCHIATRIE UND PSYCHOTHERAPIE 14, 64-78
- TEXTOR, M.R. (1991): SCHEIDUNGSZYKLUS UND SCHEIDUNGSBERATUNG. GÖTTINGEN (VANDENHOECK & RUPRECHT)
- WALLERSTEIN, J., BLAKESLEE, S. (1989): GEWINNER UND VERLIERER. FRAUEN, MÄNNER, KINDER NACH DER SCHEIDUNG. EINE LANGZEITSTUDIE. MÜNCHEN (DROEMER-KNAUR)
- WALLERSTEIN, J., KELLY, J.B. (1980): SURVIVING THE BREAKUP: HOW CHILDREN AND PARENTS COPE WITH DIVORCE. NEW YORK (BASIC BOOKS).

### **Prof. Dr. Reinmar du Bois**

geb. 1948, Ärztlicher Direktor der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie am Olgahospital Stuttgart. Autor u.a. von "Körpererleben und Entwicklung" (Hogrefe), "Junge Schizophrene zwischen Klinik und Praxis" (Hogrefe), "Kinderängste" (Beck), "Jugendkrisen" (Beck), "Klinische Psychotherapie des Jugendalters" (Kohlhammer 2005).

Ärztlicher Direktor  
Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie  
Olgahospital Stuttgart  
Hasenbergstr. 60  
70176 Stuttgart